

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

225 (28.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Wirtschaftskultur und Wissen

Gutshoftragödie

Seit mehr als zwanzig Jahren war kein Handwerker mehr in das Herrenhaus gekommen. Der Kalf fiel von den Wänden, die Steine bröckelten los und in der Tüfelung der hohen Zimmer trieben die Holzwürmer ihr unheimliches Fortschrittswerk. Das oberste Gebot des Hauses hieß Stille. In der entferntesten Ecke mußte geduldet werden. Das Bühnenorchester hatte in gedehnten Stücken, so daß kaum ein Säbnerherbst herüberlang. Gegen die quakenden Frösche wurde im Frühjahr Gift in den Weiher gestreut. Kein Knecht magte es, auf dem Hofe mit der Peitsche zu knallen oder einen lauten Fluch auszustoßen. Die Magde schlichen eilig mit den Milchmeiern am Herrenhause vorbei und sahen scheu zu den verhängenen Fenstern auf. Jeden Sonntag um zehn Uhr hielt der Kutscher mit dem Jagdwagen (im Winter mit dem Schlitten) vor der Freitreppe. Auf die Minute pünktlich öffnete sich die Eichentür, und der alte Gullstrom, ein Mann in den sechziger Jahren, bestieg das Gefährt. Der Kutscher mußte das Ziel: den Friedhof in der Kreisstadt. Vor der Einfahrt mußte er halten. Der Herr ging dann langsam, die hohe Gestalt etwas vornüber gebeugt, die weißen Kniebeuge entlang hin nach einem Grab, das durch dicke Wacholderbüsche den Blick verborgen war. Dort ließ er eine Stunde lang auf der Bank und starrte den schlichten Granitstein an, auf dem geschrieben stand: „Katharina Gullstrom. Die Liebe hört nimmer auf.“

Die Leute nannten den alten Gullstrom gemütskrank oder verrückt. Er hatte das Gut einst von einem Stiftsräulein geerbt, lebte anfangs nur zur Abwechslung mal hier, da er noch ein väterliches Gut größeren Ausmaßes sein eigen nannte. Nach dem Tode seiner Frau — sie war im herblichen Wälderfall 1844 dem Teiche gezogen worden — verließ er den Hof nicht mehr. Wenn er nicht in dem hohen Behnstrich sah oder unruhig den Weg zwischen Wäldern und Gemeindewalden abschritt, trant er auf dem Boden oder in den Kumpeltammern. Er faltete dort die von Wäldern zerfressenen Kleider seiner Frau auseinander, sah stundenlang vor ihrem eingemachten Hochzeitsstrauß, blätterte in vergilbten Alben oder betrachtete ein Kinderbild seines Sohnes, den er nach der Einlieferung in eine Irrenanstalt nicht wiedergegesehen hatte.

Uebrigens galt es als ein Glück, bei Gullstrom bedientet zu sein. Er hatte es nicht nötig, von seinem Inspektor viel aus dem Gute herauszuschöpfen zu lassen. Die Knechte und Magde erhielten zu ihrem Lohn öfters Zuwendungen in Form von Kleiderstücken oder Schuhen. Die Tagelöhner durften so viele Feldfrüchte in ihre Keller ernten, wie sie brauchen konnten.

Ueber den alten Gullstrom furrten natürlich Gerüchte. Früher einmal sollte er ein toller Kerl gewesen sein, der manches Pferd zupackend ritt, den Rosspol nicht sehen und die Dürnen nicht gehen ließ. Ueber die Tragödie dieses Mannes, die ihn aus dem lebenslustigen Fahrwasser in die grabeschwere Einsamkeit gedrängt hatte, mußte keiner etwas Genaueres. Man munkelte, er habe den Tod seiner Frau und das Unglück mit seinem Sohne nicht vermeiden können.

Gullstrom selbst waren alle Szenen, die sich in diesen Wänden abspielten, immer gegenwärtig. Die Erinnerung verfolgte ihn wie ein Schatten und bedrückte ihn wie ein schwerer Traum. Wie oft war er sporenreitend in dieses Zimmer eingetreten, vom Weine gerötet und unruhig in dem Weine! Er nahm sich das Herrentrecht, dann und wann ein paar Tage in die große Kreisstadt zu fahren, eine Runde durch die Gasthäuser zu machen, die Tügelangel des Hafens zu besuchen und ein paar blaue Lippen mit niederlichen Frauenzimmern zu verjüben. Die stillen, vorwurfslosen Augen seiner Frau reizten ihn mehr als ein hartes Wort zur Wut. Er schlug dann mit der Reitgerte über den Tisch oder knallte eine Wale an die Wand.

Mit unheimlicher Deutlichkeit kam ihm immer wieder jener Abend ins Gedächtnis, an dem er nach einem Wortwechsel auf seine Frau eingeschlagen hatte — beunruhigend. Wer stand auf einmal in der Tür? Wer legte die schwere Jagdflinte auf ihn an? Sein Sohn, sein zwölffähriger Junge. Die Weine glitzerten unter dem Nachthemde wie Opfenlaub, und die Arme brachten den Flintenlauf nicht hoch. Er wollte der Mutter zu Hilfe kommen und sie beschützen gegen ihn, den roten Patron. Bis an sein Lebensende wird er den Anblick des Knaben wie eine schwere An-

klage mit sich herumtragen. Aber damals... Drei Tage war er nicht nach Hause gekommen, hatte er toller getrieben als je... Einmal fand er den Jungen, als er lange nach Mitternacht mit der schwankenden Petroleumlampe in das Schlafzimmer leuchtete, auf dem Bettrande liegend. Sein Kopf war auf die Hände der Mutter gestützt und hatte Spuren von Tränen hinterlassen. Sicherlich wollte der kleine Kerl die Munden helfen, die der Vater geschlagen...

An einem häßlichen ersten Novembertage hatte sich am Ufer des Teiches eine erschütternde Szene abgespielt, von der aber nur die alten Weiden erzählen könnten. Die Mutter war als Leiche geborgen worden. Der Knabe erwachte wieder zum Leben, aber die Zwiesprache mit dem Tode verwirrte seine Nervenfasern... „Ob da was passiert ist, Herr Baron? Sehne dich die Sturmlaternen am Teiche?“ — Noch liegt dem alten Gullstrom die er-

schrockene Frage seines Kutschers im Ohre. Noch sieht er den wild nach der Stadt galoppierenden Reiter im Wagenlichterschein auftauchen. Den Jurof verdrängte der Wind.

Bis in den dämmernden, bleischweren Morgen hinein hatte er dann am Bette seines Knaben gelesen und den Fieberphantasien gelauscht: „Mama, Mama... ich mit dir... o wie kalt... Dooo... nicht allein... liebe, liebe Mutter!“

Gullstrom ahnte, welche Tragödie sich zwischen zwei Menschen abgespielt hatte. Etwas zerbrach in ihm. Einem Schmerze blieben die Tränen verlagert, seiner Selbstanklage der erlösende Bittolenschuß. Die Leute mochten ihn für einen Sonderling halten, ihn verrückt nennen... Was war dabei? Er trug das Braod seines Lebens und die Scherben einstigen Glücks auf seinen Schultern und wollte nicht müde werden, bis der Tod ihn abrief.

Hans Heinrich Strätner.

Was heute selbstverständlich ist...

Unsere Ess-Sitten

Kürzlich wurde in Niederland eine Untersuchung über die moderne Kostkultur veröffentlicht, die für die Geschichte unserer heute herrschenden Sitten von großer kulturhistorischer Bedeutung ist. Wir sind gewohnt, unsere heute verwendeten Teller und namentlich auch die Gabeln neben den Messern für etwas Selbstverständliches zu halten, daß es uns eigenartig anmutet, zu vernehmen, daß beispielsweise die Gabel noch vor wenigen Generationen als ein ausgesprochenes Luxusgegenstand gegolten hat. Messer, Wäffel und Schnapf, der übrigens nicht mit einem Teller zu verwechseln ist, sind freilich uralte; auch der Mensch der Steinzeit hat schon mit einem Steinmesser das Fleisch zerkleinert. Die Gabel jedoch war bis ins 17. Jahrhundert hinein in Europa unbekannt. Im Orient mit seiner weit älteren Kultur kannte man allerdings dieses Gegerät schon lange, und ums Jahr 1000 unserer Zeitrechnung war sie bereits bis nach Konstantinopel, dem alten Byzanz, durchgedrungen. Eine byzantinische Prinzessin, die im 11. Jahrhundert das damals gewöhnliche Barbedig befauchte und sich hier einer mißgefauchten Gabel statt ihrer Finger bediente, erregte so allgemeinen Anstoß, daß gegen diese „süßhafte Verwechslung“ sogar von allen Königen gepredigt wurde. Die Gabel vermochte sich damals vorläufig nicht zu behaupten und geriet bis weit ins 16. Jahrhundert hinein wieder in Vergessenheit.

Erst im 16. Jahrhundert wurden in Deutschland und Frankreich vereinzelt wieder Gabeln gebraucht. In England setzte sich die Gabel im 17. Jahrhundert langsam durch, aber in Niederland war sie nach vielen aus jener Zeit erhaltenen Gemälden selbst in Rembrandts und Hondts Tagen noch ziemlich unbekannt. Der Dreißigjährige

Krieg warf in Deutschland die Kultur abermals zurück, und noch ein Jahrhundert später, in Goethes Jugendtagen, war der Gebrauch von Gabeln im verarmten Deutschland ein Zeichen des Reichtums und des Luxus. Selbst am Hofe des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. wurde um 1660 noch mit den Fingern anstatt mit Gabeln gegessen. Jedenfalls aber war man inzwischen bereits so weit fortgeschritten, daß man die Finger nach der Mahlzeit nicht mehr abledete. Schon Desiderius Erasmus von Rotterdam hat dieses Ablecken schmutziger und fettiger Finger nach dem Essen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als unausländisch bezeichnet und dringend empfohlen, zum Reinigen der Finger das Tischsalz zu benutzen. Nebenfalls würde mancher Hausfrau, die ein lauberes Tischsalz aufgebahrt hat, damit heute nicht mehr gedient sein. Schon im 17. Jahrhundert wollten die Hausfrauen von dieser Verunreinigung der Tischsalzen nichts mehr wissen; man hielt sich daher lampharige Hände, in deren Haaren die Gabeln in der gabellosen Zeit ihre Finger reinigten. In sehr reichen Haushaltungen mußten bei großen Schmausereien Pagen mit langem Haar sich bei den Tischen aufhalten, so daß die Gäste jederzeit vom Haar der Pagen Gebrauch machen konnten. Ob man sich auch darum bekümmerte, daß das Haar der Pagen oder der Hunde sauber gewaschen war, verzeichnet die Chronik nicht. Nebenfalls speiste man, nachdem man Pagen oder Hund durch das schon von einer Anzahl Personen zu diesem Zwecke benutzte Haar gefahren war, munter weiter, und diese Sitte war noch um 1650 sehr allgemein gebräuchlich.

Für die reicheren Schichten bestanden selbst gewisse Vorschriften, wie man sich der Hände tierisch beim Essen bedienen sollte. Die Finger mußten vor Beginn der Mahlzeit sauber gewaschen sein; selbstverständlich war dies mithin noch nicht. Ein Stück Fleisch durfte mit nicht mehr als drei Fingern noch nicht. Ein Stück Fleisch wurde mit nicht mehr als drei Fingern aus der Schüssel genommen werden, und es galt als unanständig, sich die Nahrung mit beiden Händen zugleich in den Mund zu stopfen. Im übrigen war man beim Gebrauch der spärlichen Eßgeräte wenig wählerisch; bei einer größeren Mahlzeit lagen wohl einige Eßlöfel auf dem Tische, aber sie wurden ohne weitere Reinigung bald von diesem, bald von jenem Gaste gebraucht. Ebenso war es mit den Trintbechern, die die Stelle der Gläser vertraten. Wer Durst hatte, der ließ sich einen vorhandenen Becher füllen und trant ihn leer, um ihn sodann seinem Nachbarn oder seiner Nachbarin weiter zu reichen. Jeglicher Individualismus fehlte auf diesem Gebiete. Der moderne Teller schließlich ist zuerst um 1665 bei dem französischen Kardinal Mazarin gebräuchlich worden; er galt zunächst ebenfalls noch als Luxus. Erst im 18. Jahrhundert ist unsere heute gebräuchliche Tellerform in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen.

Was uns heute allgemein selbstverständlich erscheint, ist mithin kulturgeschichtlich noch sehr jungen Ursprungs; erst seit wenigen Generationen hat die europäische Menschheit damit begonnen, sich der Barbarei zu entziehen, und dieser Aufstieg kann freilich, wie die Tafeln der Geschichte lehren, wohl zeitweilig durch reaktionäre Einflüsse gehemmt, aber niemals mehr völlig unterbunden werden.

Otto Burgemeister (Amsterdam).

Der Schmetterling als Flugkünstler

Man ist im allgemeinen geneigt, die Schmetterlinge als schlechte Flieger zu betrachten, weil man sie meist nur nach dem Blume zu Blume fliegen sieht. Ein Naturfreund hat jedoch kürzlich im „Kosmos“ eine interessante Beobachtung geschildert, die die Flugtechnik des Schmetterlings in einem ganz anderen Lichte erscheinen läßt. Ein Boot, das mit etwa 12 Kilometer Stundengeschwindigkeit über den Bodensee fuhr, wurde von zwei Rothweihlingen eine lange Strecke begleitet und dabei mehrmals spielerisch überholt. Der eine Schmetterling, der anscheinend müde geworden war, ließ sich plötzlich zur allgemeinen Ueberraschung auf die Wasseroberfläche nieder, rüttelte sich ein Weilchen aus und flog dann wieder weiter. Die Beobachtung ergab mit aller Deutlichkeit, daß der Schmetterling auch breite Wasserflächen, wie z. B. den Bodensee an der breitesten Stelle, bequem und auch in verhältnismäßig kurzer Flugzeit zu überfliegen vermag.



DAS SYSTEM
ROMAN
VON WALTER SCHIRMEIER

(28. Fortsetzung.)
Doch es bedurfte gar nicht dieser Drohung. Wenn es um Geld ging, waren sie alle einig. Bisher hatte sich die Preisentwertung im Rahmen der Rohstoffverbilligung bewegt — wenn man notgedrungen noch billiger werden mußte, war der Profit bedroht, und das war der Punkt, an dem sie alle gleichmäßig empfindlich waren. Die Gewinnspanne des Chefs durfte nicht verringert werden — auf keinen Fall — und man hatte in der Gehaltsentwertung ja ein vorzügliches Mittel, dem zu entgegen.

Fünfzehn Prozent Gehaltsstürzung — zehn Prozent Preisverbilligung — blieb bestimmt ein Verdienst übrig, der ihnen zugute kam.
Man mußte nur zu rechnen verstehen!

Frau Sperber fehlte im Geschäft. Sie war krankgeschrieben und würde wahrscheinlich nie mehr auf ihren Posten zurückkehren. Vier Wochen hindurch hatte sie das geteigerte Tempo und das Klappern und Summen der neuen Maschine ausgehalten, dann verlagten ihre Nerven. Sie klappte mitten bei der Arbeit zusammen und mußte in einer Autodroschke nach Hause gebracht werden. Jetzt lag sie im Bett und schluckte Bromural-Tabletten, um zur Ruhe zu kommen.

Sie wurde von ihrer Schwester gepflegt, der sie in ihrer Niedergeschlagenheit ihr Leid klagte. Diese Depressionszustände hielten oftmals stundenlang an; dann weinte und jammerte sie unaufhörlich.

„Ueber dreißig Jahre bin ich schon in der Firma; meine Kraft, meine Nerven, alles hab ich geopfert, und jetzt muß es mir so gehen! Immer habe ich die Interessen des Chefs vertreten, habe geschuftet, daß alles richtig und in Ordnung

war — und der Dank ist, daß man mich einfach rausdrängt!“ Sie richtete sich erregt auf. „Wenn ich Fehler gemacht hätte oder es wären oft Reklamationen gekommen, dann wolle ich noch nichts sagen. Aber nein, es war doch alles in Ordnung. Wir haben fleißig gearbeitet, es ist immer alles geschafft worden, warum mußte da diese Maschine gekauft werden? — Aber er hat ganz genau gewußt, warum er das getan hat. Er hat gewußt, daß ich mit meinen Nerven es nicht aushalte, den ganzen Tag das Geklapper mit anzuhören — weil er mit raushaben wollte, mußte die Maschine in die Expedition. Habe ich das verdient in den dreißig Jahren?“

Sie meinte hemmungslos. Ihre Schwester versuchte zu trösten.
„Ich an deiner Stelle würde mit dem alten Chef reden. Wenn du erst wieder gesund bist, gehst du hin und stellst ihm alles vor. Vielleicht kann er dir einen anderen Posten geben.“
„Mein —“ Frau Sperber schüttelte den Kopf. „Einen anderen Posten nehme ich nicht an. Ich bin zu alt, um mich noch umzustellen. Und mit Lorenz Zahn habe ich ja schon längst gesprochen. Ich wollte es dir bloß noch nicht sagen.“
„Was hat er dir geantwortet?“

„Ganz kurz. Er könnte es leider nicht ändern. Sein Sohn wäre genau so berechtigt zu tun, was er für richtig halte, wie er selbst. Und außerdem könnten sie sich nicht als einzige Firma gegen jede Neuerung hermetisch verschließen. Die anderen Firmen in der Tapfrierbranche hätten schon längst Maschinen, nur wir nicht. Dabei ist das gar nicht wahr! Ich habe mich bei verschiedenen Bekannten, die bei Schleiermann und Michaelis beschäftigt sind, erkundigt, da werden die Rechnungen alle mit der Hand geschrieben.“
„Wie kommt es aber, daß der alte Zahn so kurz zu dir war? Er konnte dich doch früher so gut leiden!“

„Weil ihm der Junge den Kopf verleiht hat. Der Betrieb mußte wirtschaftlicher gestaltet werden, rationeller arbeiten und so weiter. Weil ich seinem Sohn ein paar mal meine Meinung gesagt habe, als er in der Expedition herumschweifelte und Grund zum Stänkern suchte. Weil ich nicht nur die Verantwortung dafür, daß alles richtig gemacht wurde, tragen wollte, sondern auch die Expedition nach meinem Ermessen leiten wollte.“
Ihr Zustand besserte sich auch in den folgenden Wochen

nicht. Der Arzt riet ihr dringend ab, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. „Es hat keinen Zweck“, meinte er, „in zwei bis drei Wochen sind Sie wieder genau soweit wie jetzt und müssen sich ins Bett legen. Ihre Nerven sind den Anforderungen Ihrer Arbeit nicht mehr gewachsen. Auf jeden Fall müssen Sie jetzt erst längere Zeit — mindestens ein Vierteljahr — aussetzen. Wir werden einen Verschickungsantrag für Sie stellen. Vielleicht können Sie ein paar Wochen lang in irgendein Bad fahren.“

Sie schrieb an Lorenz Zahn und teilte ihm mit, was der Arzt gesagt hatte. Gleichzeitig bat sie um einen längeren Urlaub.

Zwei Tage später bekam sie Antwort. Einen Einschreibebrief, mit der Maschine geschrieben, der folgenden Wortlaut hatte:

Frau Marie Sperber

Berlin, Bülowstraße 18.
Wir bestätigen den Empfang Ihres Schreibens und teilen Ihnen mit, daß wir uns genehmigen sehen, Ihren Posten daraufhin anderweitig zu besetzen. Wir kündigen Ihnen hiermit Ihre Stellung mit Wirkung ab 1. September 1930 zum gesetzlichen vorgeschriebenen Termin. Ihr Gehalt wird Ihnen an jedem Monatschluß durch die Post überwiesen. Mit Rücksicht auf die ungünstige Geschäftslage sehen wir uns leider nicht imstande, Ihnen nach Ablauf der Kündigungsfrist eine weitere Unterstützung (Wirtschaftshilfe, Pension oder dergleichen) gewähren zu können.

Hochachtungsvoll
Lorenz Zahn u. Co.
gez. Eberhard Zahn.

Dieser Brief, der Eberhard Zahns Triumph besiegelte, war der schwerste Schlag, der sie treffen konnte. Sie hatte sich niemals Sorgen darüber gemacht, was werden würde, wenn sie einmal nicht mehr arbeiten könnte. Es war doch selbstverständlich, daß sie von der Firma, der sie so lange treu gedient hatte, eine Pension bekam! Wenn es auch nicht viel gab, so würde es doch wenigstens so viel sein, daß es mit ihrer Altersrente zusammen zum Leben reichte.

Und nun schrieb man ihr das?

(Fortsetzung folgt.)